Zeitschrift: Gehörlosen-Zeitung für die deutschsprachige Schweiz
Herausgeber: Schweizerischer Verband für das Gehörlosenwesen
Band: 74 (1980)
Heft: 19

Rubrik: Der Schwarze Tod : die Pest

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

55 Millionen Karteikarten

Früher hat man sich die Adressen für die Vereinsmitglieder in einem Heft aufgeschrieben. Neue Namen mussten eingetragen werden. Namen verstorbener oder weggezogener Mitglieder hat man einfach gestrichen. Neueintragungen und Streichungen gab es auch immer wieder bei Adressänderungen. Waren die Namen nicht alphabetisch eingetragen, brauchte das Suchen immer wieder viel zuviel Zeit.

Heute hat man die Karteikarten. Auf ihnen stehen für jedes Mitglied die nötigen Angaben. Die Karte ist im Karteikästchen gut versorgt. Man hat Ordnung.

Ein Teilnehmer an einer Versammlung unseres Gehörlosenrates hat einmal gegen die Führung von Karteikarten Protest eingelegt. Wünscht man auf einem Amt eine Auskunft, wird auf einer solchen Karte nachgeschaut. In kürzester Zeit weiss man, was man wissen wollte. Jeder Arzt ist verpflichtet, für seine Patienten die Karten zu führen. Die Adressen unserer Zeitungsabonnenten sind auf solchen Karten aufgeschrieben. Sie sind in der Druckerei in Münsingen. Darum müssen alle Adressänderungen nach Münsingen und nicht nach Chur gemeldet werden.

Wo sind denn die 55 Millionen Karteikarten? Zürich, die grösste Stadt der Schweiz, hat 675 000 Einwohner und unser Land 6 1/2 Millionen.

Diese 55 Millionen Karteikarten liegen in den Büros des zentralen Suchdienstes des Internationalen Komitees vom Roten Kreuz in Genf.

Wer wird gesucht?

Von Genf aus sucht man Kriegsgefangene, politische Gefangene, Internierte, Flüchtlinge, Vermisste. Wir denken hier an Leute, die in der neusten Zeit aus Kuba geflohen sind. Wir wissen aus Zeitungsmeldungen: Viele haben ihr Ziel nicht erreicht. Sind sie ertrunken? Wurden sie gerettet? Wir denken an die vielen tausend Flüchtlinge in den gegenwärtigen Kriegen. Wie viele wurden im II. Weltkrieg vermisst? Und denken wir an die Millionen Juden, die in den Konzentrationslagern «verschwunden» sind. Aus einer Familie wandert einer aus. Jahrelang kommt kein Lebenszeichen mehr von ihm. Briefe kommen zurück: «Unbekannt», «Abgereist ohne Adressangabe». Auch nach solchen «Vermissten» wird gesucht. Jede Karte muss möglichst viele und genaue Angaben über den Träger des aufgezeichneten Namens enthalten.

Die Mitarbeiter

Für eine solche Sucharbeit in allen möglichen Staaten braucht es eine grosse Zahl von Mitarbeitern. Es sind über 100 allein im Zentralbüro in Genf. Dann sind es noch eine viel grössere Zahl, die in den Krisengebieten tätig sind: Korea, Vietnam, Pakistan, Afrika und in vielen anderen Ländern. Da kommen nur Leute in Frage, die möglichst viele Sprachen beherrschen. Da wird gesagt: Die Mitarbeiter des Suchdienstes fühlen sich nicht als Schreiber. Sie sind die reinsten Archäologen, Sucher nach uralten menschlichen Einrichtungen und ihren damaligen Gebrauchsgegenständen. Sie sind auch Detektive, Geheimpolizisten.

Der Suchdienst besteht über 100 Jahre. In dieser Zeit hat es sicher auch Mitarbeiter gegeben, die aufgeben mussten. Sie konnten dieses Elend, das in diesen Karten steht, einfach nicht mehr länger ertragen.

Wer bezahlt?

Die Suchzentrale erhält selbstverständlich Geld aus den Sammlungen des IKRK (Internationales Komitee vom Roten Kreuz). Dann bezahlen die Mitgliedstaaten ihre Beiträge. Wir dürfen hier erwähnen: Die Eidgenossenschaft schenkt dem IKRK ein 15-Millionen-Gebäude in Genf für den Zentralen Suchdienst. Bis jetzt waren diese Büros nur in barackenartigen Bauten untergebracht. Wir wollen uns freuen, dass die Mitarbeiter dieses humanitären (zum Wohle leidender Mitmenschen) Suchdienstes schöne und gute Arbeitsräume zur Verfügung gestellt bekommen. EC

Der Schwarze Tod, die Pest

Und wieder hebt der Tod die Hand,
Es geht ein Grauen durch das Land,
Der Atem stockt, ihr werdet bleich:
Es naht die Pest! Gott sei mit euch!

Mit dem Namen Pest oder Schwarzer Tod wurden früher verschiedene Seuchen, Epidemien bezeichnet. Heute bezeichnet man sie als Beulenpest. Man nannte sie im Mittelalter Schwarzer Tod. Eine zweite Form ist die Lungenpest.

Aus der Zeitung

Da habe ich eben gelesen: Die Pest ist nicht auszurotten. Solange Ratten die Welt bevölkern, wird es auch die Pest geben. Dann meldet die Zeitung vom Ausbruch von Lungenpestfällen in Kenia, Afrika. Es sind Einzelfälle. Man kennt solche aus anderen afrikanischen Staaten und aus Amerika. Die Zeitung sagt, dass man deswegen seine Reisepläne nach Afrika oder Amerika nicht streichen müsse. Und sie sagt weiter, dass die vielen Reisebüros nicht um ihre guten Geschäfte Angst haben müssen.

Heute

Man kennt heute die Pest genau. Man braucht sich vor dem Schwarzen Tod nicht mehr zu fürchten, wie einmal. Wenn du also nach Afrika reisen willst, musst du dich auch gegen diese Krankheit impfen lassen. Wenn dich aber der Schwarze Tod doch noch erwischen sollte, so hat man heute sehr gute Medikamente zu seiner Bekämpfung.

Zeichen und Vorboten

Schlug der Blitz ins Rathaus ein, wusste man: der Schwarze Tod naht. Das auch, wenn die wilden Gänse mitten im Sommer fortzogen, oder wenn die Hunde greulich zu bellen anfingen. Man sah zwei grosse Schwalben auf dem Friedhof. Sie kündeten die Pest an. Man hörte zehn Wochen vorher ein Fallen und Poltern hinter dem Altar in der Kirche. Erloschen die Kerzen auf dem Altar, war das auch ein Zeichen. Starke Erdbeben wurden als Vorboten bezeichnet. Kommen die schwarzen Dohlen an Orte, wo man sie sonst nicht sieht, folgt ihnen der Schwarze Tod. Auch Scharen der schwarzen Raben sind Vorboten.

Wie war das früher?

Schon lange vor Christi Geburt kannte man den Schwarzen Tod als «Biblische Pest der Philister», wie man sie später nannte. Man weiss, dass im Altertum Millionen Menschen an Pest gestorben sind.

Gott sei mit euch!

In ihrer grossen Not suchten und fanden die Menschen allerlei Mittel gegen die Seuche. Aus einer griechischen Stadt wird uns berichtet: Einer der ärmsten Bürger wurde auf Kosten der Stadt aufgefüttert. War er richtig gut genährt, kleidete man ihn in «heilige Kleider» und schmückte ihn mit Zweigen. Unter Gebeten, mit Bitten, er möge alle ihre Sünden mit sich tragen, wurde der arme Teufel über einen hohen Felsen hinuntergestürzt.

Dann lesen wir von Geisslerzügen. In gewissen Gegenden zogen Männer und Frauen von Ort zu Ort. Mit entblösstem Oberkörper geisselten sie sich als Sün-

der gegenseitig. Auf diese Weise wollten sie Busse tun. Und sie hofften, nicht von der Pest befallen zu werden. «Trag eine gedörrte Kröte am Hals und steck eine in jedes Fenster, dann lässt dich der Schwarze Tod in Ruh.» Man streute zum Schutz Asche und Sägemehl aus. Alle Feuer im Herd wurden gelöscht, man holte das neue vom Notfeuer, das im Freien brannte. An anderen Orten belegte man die Strassen mit Mist. Ja, man steckte Kranke bis zum Hals in Misthaufen und hoffte, sie würden wieder gesund. Man glaubte, wenn man zerschnittene Zwiebeln im Zimmer aufhänge, saugten sie das Pestgift auf. Das Ausräuchern aller Räume im Hause mit Wacholder halte die Pest fern. Zu Aderlassen, Blutentnehmen, sei gut. Man trinke Essig. Der Arzt müsse Handschuhe tragen. Seine Kleidung müsse ihn ganz verhüllen. Der «Nasensack» mit dem Schwamm dürfe nicht fehlen. Der Schwamm müsse mit Essig, Nelken und Zimt getränkt sein. Dass man in christlichen Kirchen Gott in Gebeten um Hilfe bat, ist selbstverständlich.

Rom

Am Anfang des 3. Jahrhunderts vor Christi wütete die Pest in Rom. Man schickte eine Abordnung nach Epidaurus, einer griechischen Stadt. Sie mussten dort um Hilfe in ihrer grossen Not bitten. Man gab ihnen eine «heilige Schlange». Mit dieser kehrten sie zurück. Auf einer Insel, nahe ihrer Heimatstadt, entschlüpfte den Heimkehrenden das Tier. Man sah darin den Wunsch des Gottes, ihm hier einen Tempel zu bauen. Man errichtete den Asklepios-Tempel. Und die Pest erlosch in Rom.

542 n. Chr. starben mehr als die Hälfte der Einwohner von Konstantinopel, dem heutigen türkischen Istanbul.

1348—1351

In diesen Jahren zog der Schwarze Tod in ungeheurer Heftigkeit über die Erde. Damals lag der Herd der Pest in Asien. Schiffe brachten sie nach Genua. Von hier breitete sie sich über ganz Europa aus. Aber auch Afrika blieb von ihr nicht verschont. Die Sterblichkeit nahm in Europa erschreckend zu. Ein Geschichtsschreiber berichtet von 25 Millionen, die damals an der Pest in Europa gestorben sind. Von China heisst es, dass dort 13 Millionen Menschen an der Pest gestorben seien. Die alte Welt, Europa, verlor damals einen Viertel ihrer Einwohner.

Rochus, der Herr über den Schwarzen Tod

Aus diesen Notzeiten ist uns eine Legende überliefert. Anfang des 14. Jahrhunderts soll Rochus in Frankreich geboren sein. Als die Pest über Europa kam, pflegte er aufopfernd überall Erkrankte. Er zog von Stadt zu Stadt. In Piacenza, im heutigen Italien, wurde er selbst krank. Er war allein mit seinem Hund. Der brachte ihm jeden Tag einen Laib Brot. Niemand wusste, woher der Hund das Brot hatte, wo er es holte. In einer Nacht erschien ein Engel und heilte den Pestkranken. Rochus kam wieder in seine Heimatstadt nach Frankreich zurück. Dort meinte man, er sei ein Spion, man warf ihn ins Gefängnis. Dort starb er. Auf einem Zettel, den er in seiner Tasche hatte, las man: «Alle Pestkranken, die zum heiligen Rochus um Hilfe beten, sollen geheilt werden.» Sein Bild wurde später oft in Prozessionen mitgetragen. Man erhoffte auch dadurch Heilung, aber auch Bewahrung vor dem Schwarzen Tod.

Aus der Zeit der unheimlichen Pestzüge durch Europa besitzt man Beschreibungen. Zu Tausenden starben die Menschen ohne Pflege dahin. Viele starben auf der Strasse. Viele starben zu Hause, ohne dass es jemand merkte. Dadurch verbreitete sich ein unheimlicher Geruch. Die Friedhöfe wurden zu klein. Man warf die Leichen zu Hunderten in Massengräber. In manchen Städten bekleidete man die Räder der Totenwagen mit Filz, um den Schrecken bei den Stadtbewohnern nicht noch zu erhöhen. Viele tapfere Männer und viele Frauen assen am Morgen mit ihren Verwandten und fanden sich in der folgenden Nacht bei ihren Ahnen in einer anderen Welt.

Das Bild einer damaligen Stadt

Wir schicken voraus: Ende des 15. Jahrhunderts hatte Bern 6000, Zürich 7000 und Basel 8000 Einwohner. Es waren also nach heutigen Begriffen recht kleine Städte. Und wie sah es darin aus? Das berichtet uns die Illustrierte Geschichte der Schweiz vom Zürcher Stadtpräsidenten Sigmund Widmer: Die Häuser waren klein, fensterlos und aus Holz gebaut. Oft waren sie nur mit Stroh gedeckt. Im Erdgeschoss hatte der Handwerker seine Werkstatt oder der Kaufmann seinen Laden, seine Bude. Im ersten Stock war dann die Stube und die Küche. Im oberen Stock befanden sich die Schlafzimmer. Das Innere der Häuser war sehr, sehr einfach. Da gab es keinen Schmuck. Man hätte ihn ja gar nicht sehen können, da die Häuser fensterlos waren. Zu den meisten Häusern gehörte ein kleiner Garten und ein Stall für Hühner und Vieh. Hühner, Ziegen, Gänse und Schweine waren meist auf der Strasse und in den Gassen. Misthaufen verbreitete üble Gerüche. Abfall warf man in Löcher vor dem Haus.

Im Rückspiegel

Inland

— Die Witwe des grossen russischen Malers W. Kandinsky wurde am 2. September in Gstaad in ihrer Wohnung ermordet aufgefunden.
— In Winterthur hat der Terroristenprozess gegen R. C. Wagner am 8. September begonnen.
— Frankreichs Aussenminister war am 4. und 5. September zu Gesprächen in Bern.
— Die Luftverschmutzung nimmt in unseren grösseren Städten mehr und mehr zu.

Ausland

— Die britische Botschaft in Teheran ist geschlossen worden. Schweden wird Grossbritannien im Iran vertreten.
— Von Westen und Osten wird der polnischen Regierung Geld angeboten.
— Syrien und Lybien schliessen sich zu einer Union zusammen.
— Zum Nachfolger von Hua Guofeng wurde Zhao Ziyang zum Ministerpräsidenten gewählt. Hua bleibt Parteivorsitzender.

Das Wohin kannte man, aber woher?

Man muss annehmen, der Schwarze Tod, dem so viele Menschen zum Opfer fielen, hätte die damalige Medizin zum Suchen nach den Ursachen aufgefordert, auch zum Suchen nach Vorbeugungs- und Heilmitteln.

Ein Schandfleck war die Beschuldigung der Juden. An vielen Orten sagte man, sie haben die Quellen vergiftet. So wurden viele gefangen und bei lebendigem Leibe verbrannt.

Ueber die schon erwähnten Mittel gegen die Pest dürfen wir nicht einfach lächeln. Das Darbringen von Opfern, wie das Trinken von Essig oder gar das Tragen einer gedörrten Kröte am Halse, war doch verbunden mit der Hoffnung und dem Glauben an Abwehr oder dann Heilung von der Pest.

Und ein Weiteres ist dazu noch zu bedenken. Es war der im Menschen tief wurzelnde Glaube, Krankheit stamme von Kräften übernatürlicher Wesen. Götter, Hexen, Zauberer und Teufel treiben sich in den Gedanken vieler auch heute noch herum.

Und ein Drittes ist sicher geblieben. Sie trauten und glaubten den unnatürlichen Wesen. Wir modernen Menschen müssen zu unserem Arzt Zutrauen haben. Wir müssen ihm glauben. Wir müssen aber auch an seine Medikamente glauben. Dazu sei noch gesagt: Vor einer Operation

im Spital kommt der Arzt ans Bett des Patienten. Er spricht über die bevorstehende Operation. «Heute abend erhalten Sie ein Beruhigungsmittel. Sie schlafen gut. Morgen um 7 Uhr gibt Ihnen die Schwester eine Pille. Da werden Sie langsam gleichgültig. Sie regen sich in keiner Weise auf. Vielleicht schlafen Sie sogar noch leicht ein. Sie haben keine unangenehmen Gefühle, vor allem gar keine Bedenken, keine Angst. Um 9 Uhr holt man Sie in den Operationssaal. Sie erwachen nach 2 bis 3 Stunden. Alles ist gutgegangen. Und in 10 Tagen sind Sie wieder zu Hause.»

Zu damaliger Zeit, im 15. und 16. Jahrhundert, darf nicht von grossen Fortschritten in der Medizin gesprochen werden. Das zeigen auch die nachfolgenden Sterbezahlen: Chur hatte in den folgenden Jahren nicht ganz 2000 Einwohner.

1550	1300 Verstorbene
1556	1400 Verstorbene
1560	1400 Verstorbene
1566	1300 Verstorbene

Unsere Feststellungen dürfen nicht etwa ein Vorwurf an die damaligen Aerzte sein. Wir dürfen den damaligen Stand der Wissenschaft einfach nicht mit unseren heutigen Spitälern vergleichen.

Als Jüngling dachte ich mir hin und wieder: Wenn jetzt mein verstorbener Grossvater käme. Er würde staunen über das viele Neue in unserer Stadt. Heute sag ich mir: Nein, er würde den Kopf schütteln, traurig, aber froh sein, wieder gehen zu können.

Hatte man in früheren Zeiten hin und wieder Leichen geöffnet, so verbot später die christliche Auffassung diese «Schändung» des menschlichen Körpers. Um 1300 herum wurde dann dieses Verbot etwas gelockert. So wurde zum Beispiel an der Tübinger Hochschule alle drei Jahre die Leiche eines Verbrechers seziert. Nur wer der Messe für die Seele des Toten beigewohnt hatte, durfte bei der Sektion anwesend sein. Wohl um seine Hände und auch seine Seele nicht zu verunreinigen, sezierte der lehrende Professor nicht selbst. Das machte irgendein Diener der Schule. Erst 100 Jahre später lesen wir vom grossen italienischen Künstler Leonardo da Vinci, wie er selbst an Leichen seine Studien machte.

Noch etwas muss hier erwähnt werden: Am 27. Oktober 1553 wurde in Genf der Spanier Serveto samt all seinen Büchern lebendig verbrannt. Calvin hatte ihn wegen Ketzerei angeklagt. In einem theologischen Werk hatte Serveto den «Lungenkreislauf» beschrieben. Das erregte den Zorn der Kirche und führte den Forscher auf den Scheiterhaufen.

Wenige Jahre später entdeckte Harvey, ein englischer Forscher und Arzt, den Blutkreislauf. Er beschrieb das Herz als eine Pumpe, als etwas ganz Mechanisches. Er wurde berühmt, ohne sein Leben auf dem Scheiterhaufen beenden zu müssen.

Ein Italiener, Fracastro, 1478 bis 1553, sprach von «seminaria morbi», die er entdeckt hatte, von lebenden Samenkörnern als Träger der Pest. Er dachte also an pflanzliche Stoffe.

Und noch einmal, ungefähr 100 Jahre später, sprach ein Jesuitenpater, Professor Athanasius Kircher von «Würmchen», die er im Blut entdeckt hatte.

Was nun noch fehlte, war ein Vergrösserungsinstrument, das Mikroskop, um die Erreger des «Schwarzen Todes» entdekken zu können.

Im 17. Jahrhundert

1629 bis 1631 wurde unser Land von der Beulenpest heimgesucht. Sie kam aus dem Osten. Man erfährt, dass auch damals in manchen Gegenden die Hälfte der Einwohner starb. Vom Jahr 1629 lesen wir in der Churer Stadtgeschichte: «Es war wohl das schwerste Jahr für unsere Stadt. Menschen starben etwa 1000. Saluz ging nicht nur als Pfarrer, auch als Arzt zu den Pestkranken, bis er selbst von ihr ergriffen und dahingerafft wurde. Noch immer standen die wenigen Aerzte der grausigen Krankheit machtlos gegenüber.

Da musste vorerst ein Holländer, Leeuwenhoek, 1632 bis 1723, kommen. Er stellte ein einfaches Mikroskop her. Die Linsen der Vergrösserungsgläser schliff er selbst. Er entdeckte bei seinen unermüdlichen Forschungen die Blutkörperchen und die Bakterien.

Und noch ein Ausbruch

1720 brach die Pest in der französischen Hafenstadt Marseille aus. Oft genug war sie schon in früheren Zeiten durch Schiffe in die Hafenstädte und dann durchs ganze Land verschleppt worden. So verbreitete sie sich damals über gewisse Gegenden Frankreichs, blieb darauf beschränkt und erlosch dann.

1890 brach sie nochmals in grössere Gebiete Asiens ein.

Kitasato

war ein japanischer Gelehrter. Wir wissen heute: Bakterien sind kleinste Lebewesen, die auch in unserem Körper zu finden sind. Nicht alle Bakterien sind Krankheitsträger. Die Darmbakterien sind für uns notwendig. Kitasato entdeckte 1894 den Erreger der Pest.

Yersin

Merkwürdig ist die Gleichzeitigkeit von Entdeckungen an ganz verschiedenen Orten. Man könnte das jedenfalls an verschiedenen anderen Erfindungen und Entdeckungen aufzeigen. Yersin, ein Schweizer Forscher, entdeckte zur gleichen Zeit wie der Japaner den Pest-Erreger. Dazu erfand er aber noch ein Serum, ein Mittel zur Bekämpfung der schweren Krankheit.

Die nachfolgenden Forscher haben die Mittel ständig verbessert, so dass wir heute vor dem «Schwarzen Tod» keine Angst mehr haben müssen. EC

Picknick-Reste nichts für Wildtiere

(ddp) Liegengelassene Brotresten und Wurstzipfel sind keine Nahrung für Wildtiere. In einer kürzlichen Mitteilung weist der Schweizer Hege-Ring ferner auf die Gefahr rostiger Büchsen und Scherben hin, die zu Infektionen und sogar zum Tod der Tiere führen können.

Ohne den Ausflüglern ihr Vergnügen schmälern zu wollen, betont der Schweizer Hege-Ring, dass nur mit gegenseitiger Rücksichtnahme der Wald als Erholungsraum für Menschen und als Lebensraum für das Wild erhalten bleibe. Deshalb ruft er dazu auf, folgende Regeln zu beachten:

Die meisten Wildarten seien reine Pflanzenfresser, und die menschliche Nahrung bekomme ihnen deshalb in keiner Weise. Schnell verderbende Fleisch- und Wurstwaren hingegen stellten auch für Hunde eine Gefahr dar.

Beim Reinigen des Rastplatzes dürfe man auch Blechbüchsen und Scherben nicht vergessen, da sich die Tiere daran verwunden können, und infizierte Wunden nicht selten zum Tod führten. Besonders gefährlich seien auch Plastiksäcke. Rehe und Füchse, die sich nicht genügend rasch daraus befreien könnten, würden dann oft erstickt aufgefunden.

Tagsüber zieht sich das Wild in Ruhezonen im Waldesinnern zurück. Der Schweizer Hege-Ring empfiehlt deshalb, diese Gebiete nicht unnötig zu betreten und sich an die markierten Wege zu halten.

Der Liebesbrief

Ein Mädchen erhielt von ihrem Geliebten einen Brief. Sie konnte aber nicht lesen. Sie ging zu einem Manne, dem sie vertrauen durfte. Sie bat ihn, ihr den Brief vorzulesen. Dazu war der Mann gerne bereit. Er fing an, laut zu lesen. Da erschrak das Mädchen. So konnte der Brief ja nicht mehr geheim bleiben. Ihr Vorleser kannte nun den Inhalt des Liebesbriefes. Das durfte nicht sein. Kurz entschlossen hielt sie ihm einfach beide Ohren zu!